

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1886)
Heft: 2

Artikel: Die Provinz Mozambique
Autor: Lutz, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Provinz Mozambique.

Von J. Lutz.

Unter den verschiedenen europäischen Mächten, die in kolonialisatorischen Angelegenheiten ein Wort mitsprechen, finden wir, wenn wir der Anciennetät die Ehre lassen, so ziemlich in erster Linie das kleine Portugal mit seinen höchstens 5 Millionen Einwohnern und einem Flächeninhalt, der 100,000 Quadratkilometer nicht übersteigt. Jeder Portugiese, der sich von den gegenwärtigen Leistungen seiner Diplomaten und Kriegsherren keinen Ruhm mehr fürs Vaterland verspricht, redet wenigstens mit Stolz von seinen Kolonien und lobpreist die Taten seiner Helden zur See, die vom 15. bis 17. Jahrhundert durch ihre kühnen Fahrten auf allen Oceanen die Bewunderung Europa's auf sich zogen und vor ihrer Heimkehr die reichsten Provinzen für das Mutterland erobert hatten. Wir erinnern hier nur kurz an Heinrich den Seefahrer, der anno 1447 die Azoren und anno 1455 die Cap Verde'schen Inseln entdeckte; an Bartholomeo Diaz, der ums Jahr 1486 das Cap der guten Hoffnung erreichte; an Vasco de Gama, der als erster die Insel Mozambique besuchte, die dann unter Tristian da Cunha von den Portugiesen in Besitz genommen wurde. Ferner erwähnen wir Cabral, der das ungeheure Brasilien zur portugiesischen Provinz machte; Francisco d'Almeida und Francisco d'Albuquerque, welche die portugiesische Herrschaft in Süd-asien von Ormus bis zur Halbinsel Malaka ausdehnten und die Inselstadt Goa zum Mittelpunkt der neuen Besitzungen machten, und gedenken auch der Nachfolger dieser kühnsten Seefahrer, welche die Molukken und die Sunda-Inseln unterwarfen. Aber alle diese Er-rungenschaften mutiger Helden sind fast ausnahmslos wieder so schnell zerronnen, wie sie gewonnen waren, grösstenteils in Folge von Unruhen im eigenen kleinen Lande und der Missgriffe von Fürsten und Ministern, die nicht wie die Engländer geborne Kolonisatoren sind.

Brasilien bildet ein eigenes, immenses Reich; Indien mit dem prächtigen Bombay blüht unter englischer Herrschaft; nur Goa, das armselige, ist den Portugiesen geblieben; Zanzibar und der ganze Küstenstrich bis zum Cap Delgado sind wieder unter der Herrschaft des Sultans. Nur eine alte Festung in der Stadt Zanzibar selbst zeugt noch von verschwundener Pracht, und Schlachtfelder in der Nähe der kleinen Insel Mumbas reden zu uns von den erbitterten Kämpfen zwischen Portugiesen und Muhamedanern, die anno 1838 zur Eroberung des Districts durch den Sultan von Zanzibar führten. Heute besitzen die Portugiesen noch neben Madeira (das sie als Provinz und nicht als Kolonie betrachten) die Cap Verde'schen Inseln, kleine Strecken in Senegambien, St. Thomas und Principé, Angola, Benguela, Mossamedes, Mozambique, Goa, Damão, Diu, Maccao und einen kleinen Teil der Insel Timor. Eine dieser Kolonien, diejenige von Mozambique, möchte ich heute in kurzen Zügen zu skizziren suchen und zwar nicht an der Hand von mühsam zusammengestoppeltem Material, sondern nur unter Verwertung von Selbsterlebtem und Selbstgesehenem.

Eine gelehrte Abhandlung dürfen Sie nicht erwarten; mein Zweck ist erreicht, wenn es mir gelingt, Ihnen von einer viel kritisirten und selten gelobten Gegend ein richtiges Bild zu geben.

Die Provinz Mozambique dehnt sich der ostafrikanischen Küste nach vom Cap Delgado bis zur Delagoabai aus. Auf den meisten Karten erscheinen die Ausdehnungen dieser Provinz als sehr beträchtlich, und es bilden sich auch die ansässigen Portugiesen nicht wenig darauf ein. In Wirklichkeit aber geht ihre Macht nicht weit. So ist z. B. Ibo fast alljährlich den räuberischen Überfällen der sogenannten Landins ausgesetzt; in Mozambique wagen sich die couragirtesten Offiziere keine zwei Tage weit ins Innere des Festlandes; in Quélimane erfrechen sich hie und da mutige Häuptlinge, unter welchen namentlich ein alter Diener Livingstones mit Namen Chiputura viel Aufsehen macht, unter Androhung von Gewalt sich der Steuerpflicht zu entziehen. Auch in Inhambane und Lourenzo Marquez passiren hie und da ähnliche Geschichten. Kleine Fehden setzen für die Offiziere Orden jeder Art ab, obgleich sowohl Heerführer als Truppen die sanitären Vorteile einer anständigen Entfernung vom Feinde stets zu schätzen wissen und vorziehen, unverrichteter Sache

zurückzukehren, als mit einer Bande wilder Zulus und stammverwandten Gesindels ordentlich deutsch zu reden. Eingeteilt ist die Provinz in 9 Districte, nämlich Mozambique, Lourenço Marquez, Inhambane, Ibo, Quélimane, Tête, Angocha, Sofala und Senna. Mit Ausnahme der letzten 3, denen bloss ein capitao mor vorsteht, stehen sie alle unter vollständig abhängigen und alle 3 Jahre neu zu wählenden Gouverneurs, die stets der Armee entnommen sind. Hauptstadt und Sitz des Generalgouverneurs, der gleichfalls mehr als notwendig wechselt, ist Mozambique.

Lourenço Marquez liegt an der Delagoabai, die vermöge ihrer beträchtlichen Ausdehnung einer grössern Anzahl von Schiffen Schutz zu bieten vermag, aber dafür oft auch den wilden Seestürmen ausgesetzt ist; auch eine Sandbarre, durch einen aus dem Innern kommenden grössern Fluss gebildet, spielt hier dem Schiffahrer nicht selten einen unangenehmen Streich. Vom Schiff aus gesehen bietet Lourenço Marquez höchstens einem von der Seekrankheit geplagten Menschen, der Alles, was Festland ist, für den Himmel ansieht, einen einigermaßen befriedigenden Anblick. Überall ist Sand; nur wenige Cocosnussbäume liegen zerstreut umher, kaum den notdürftigsten Schatten spendend. Die Stadt besteht aus wenigen engen Strassen, die von halbverfallenen, durchwegs einstöckigen Häusern eingefasst sind. Leben herrscht in denselben während der Tagesstunden keines; sogar am Morgen, bevor die Hitze fühlbar wird, wie auch nach eingetretener Dämmerung scheint die liebe Menschheit auf das Waten im Trocknen gerne verzichten zu wollen. An öffentlichen Gebäuden haben wir die mit Mauern umgebene Kaserne, in welcher musikalische Neger ihre Trompeten in stiefväterlicher Weise behandeln. Dass die dort aufgestellten Jubiläumskanonen zu etwas mehr als zu Vogelnestern dienen, dürfte kaum behauptet werden. Der Palast des Gouverneurs ist ebenfalls ein unansehnliches, einstöckiges Gebäude. Die Kirche, in ihrer äussern Form nicht unschön, bleibt beständig unbenützt, teils wegen des baufälligen Zustandes, teils weil die Gläubigen ihren Seelenhirten lieber zu einem Tropfen von portugiesischen Reben einladen, als dass sie sich so trocken für die Ewigkeit vorbereiten lassen. Sehr pauvre nimmt sich auch das Zollhaus aus; es ist eine Barrake, in welcher jeder mit Gepäck ankommende Fremde jämmerlich coujonirt wird. Das Hospital, dessen Arzt leider aus verschiedenen Ursachen nur zu oft versetzt wird, ist ein grösseres

Gebäude, wie es eben ein in sanitärischer Hinsicht so wenig empfehlenswerter Ort erfordert. Das schönste Etablissement in Lourenzo Marquez ist dasjenige der ostafrikanischen Telegraphen-Compagnie; luftig gebaut und jeder erfrischenden Brise Zutritt lassend, wird es zum Muster von Wohnungen unter den Tropen. Ein Gärtchen vor dem Hause vertreibt dem Angestellten manche tote Stunde, und an der prächtigen Aussicht, die man vom Balkon aus genießt, findet ein Naturfreund immer neue Reize. In klimatischer Beziehung erfreut sich Lourenzo Marquez keines tadellosen Rufes, sondern es gilt als ein Fieberloch unqualifizirbarer Art. Ein mächtiger Sumpf, der seiner Zeit mit dem stolzen Namen „Meeresarm“ den ganzen Ort umkreiste, verpestet in weitem Umkreise die Luft. Der Entsepfung oder besser Trockenlegung dieses Morastes würden zwar schwerlich besondere Schwierigkeiten entgegenstehen, wenn die Portugiesen ihr Haushaltungsgeld besser einzuteilen verstünden und nutzlose, aber um so kostspieligere Unternehmungen auf der Seite liessen.

Die Einwohnerschaft von Lourenzo Marquez setzt sich aus verschiedenen Rassen und deren mehr oder weniger gelungenen Kreuzungen, die alle Nüancen von weiss, gelb, braun und schwarz aufweisen, zusammen. In der Stadt selbst wohnen höchstens 300 Mann, teils Europäer als Offiziere, Staatsbeamte, Vertreter fremder Häuser und Schnapshändler, ferner Indier von den Religionsgenossenschaften der Baniannen, Batiahs und Muhamedaner, die wie überall in diesen Gegenden als Kauflente ansässig, das vermittelnde Glied zwischen den europäischen Firmen und den Eingebornen bilden. Die Neger wohnen ausserhalb der Stadt in ihren gemüthlichen Dörfern, in denen sie nach Herzenslust trommeln, trinken und sich überhaupt des Lebens freuen, so lange der Hunger nicht zur Arbeit zwingt, welche sie gewöhnlich als Bediente, Träger und Ruderer finden. Viele wandern auch nach den Goldfeldern Transvaals, von wo sie entweder gar nicht mehr oder verdorbener, als sie waren, heimzukehren pflegen, was hie und da leider auch von einem schweizerischen Weltensürmer gesagt werden kann.

Der Handel von Lourenzo Marquez ist nicht unbedeutend, trotzdem er sich ausschliesslich auf Importgeschäfte beschränkt; denn die wenigen Häute, die kleinen Quantitäten Gummi, Wachs und Orseille, welche ausgeführt werden, repräsentiren nur minime Werte. Importirt dagegen werden Massen von Baumwollstücken in roh, englischen

und indischen Fabrikats, eingeführt ferner gefärbte Tücher in ganzen Stücken und als Mouchoirs von lebhaften Farben, hauptsächlich englischen, zum Teil aber auch schweizerischen Ursprungs. Eine grosse Rolle spielt auch der Schnaps, vom ordinärsten Fusel bis zur angesehensten Marke Cognac, den namentlich die lieben Boeren aus den südafrikanischen Freistaaten bei ihren gelegentlichen Besuchen freudvoll nach Hause schleppen. Steinschlossgewehre und Pulver sind ebenfalls sehr beliebte Artikel; doch wird deren Verkauf nicht selten von der Regierung verboten, namentlich wenn wieder irgend ein „Rummel“ mit den Eingebornen in Aussicht steht oder siegreich überstanden ist. An fremden Firmen finden wir in Lourenzo Marquez zwei französische, eine deutsche, eine schweizerische und eine holländische, alle ersten Ranges; daneben englische und portugiesische Demi-gros-Händler, die bereits erwähnten Indier, die in ihren dunklen Ladenlokalitäten Konserven und Tücher, Häringe, Nägel, Stiefel und alles Mögliche verkaufen und bei ihrer bekannten Bescheidenheit in den Bedürfnissen des täglichen Haushaltes, verbunden mit unermüdlicher Ausdauer, sich oft bald eine sorgenlose Existenz gesichert haben. Schon lange beschäftigt man sich mit dem Plane, Lourenzo Marquez durch eine Eisenbahn mit der Transvaal-Republik in leichtern Verkehr zu bringen; Tracés wurden schon von sehr vielen Ingenieuren ausgesteckt, aber zur Ausführung kam es bis jetzt noch nie; die Eisenbahnschienen, die vielleicht schon vor 10 oder 15 Jahren dorthin expedirt wurden, sind längst verrostet, und hoher Graswuchs, unter dem sie ruhen, deckt liebend eine verfehlte Lebensbestimmung. Summen von beträchtlicher Höhe wurden schon durch vorbereitende Arbeiten verschleudert; doch weiter wird es nicht kommen, so lange die engagirten Regierungen im Portemonnaie nur Ebbe haben. Englische Lords aber wissen ihr Geld besser als in derartigen Aktien anzulegen, und was Great Britain selbst anbetrifft, handelt der Staatsschatz im eigenen Interesse, wenn er keinem Unternehmen auf die Beine hilft, das Natal, die englische Kolonie, so bedenklich heruntersetzen würde. Verhandlungen über die Überlassung von Delagoabay an England sind übrigens nicht neuesten Datums. Schon anno 1875 schlichtete, wie ich las, Mac Mahon, damaliger Präsident der französischen Republik, einen derartigen Streit und anno 1881 oder 82 fiel wieder ein für das englische Gold zu empfängliches portugiesisches Ministerium, weil der Nationalstolz, wie mir scheint mit

Recht, sich gegen Veräusserung eines teuer erworbenen Eigentums wehrt.

Inhambane. Nach einer circa 36 Stunden dauernden Fahrt erreicht man per Dampfer Inhambane, vor welcher Stadt ebenfalls eine bedenkliche Sandbarre vom einfahrenden Kapitän Sorgfalt und Umsicht erfordert. Das Tosen der hochaufschäumenden Wellen macht schon einige Meilen von der Küste entfernt auf die wegen sehr geringem Wasserstand drohende Gefahr aufmerksam, denn selbst zur Zeit der Flut erreicht der Tiefgang selten mehr denn 16—17 Fuss. Die Einfahrt in den circa 600 Meter breiten Fluss, an dessen Ufer Inhambane liegt, ist ein Genuss für das Auge, wie er nur selten in afrikanischen Häfen geboten wird. Mit frischem Grün, das sich prachtvoll von dem klaren Blau der See abhebt, sind die nahen Ufer eingefasst. Schmucke, kleine Hügel steigen wellenförmig vom Wasserspiegel auf, Palmen und andere Riesen der Pflanzenwelt umsäumen die idyllische Bucht. Inhambane ist ein kleiner, stiller Ort, hat aber in Folge seiner Bauart ein viel städtischeres Aussehen, als die übrigen Hafenplätze an der Ostküste, Mozambique natürlich ausgenommen. Die Häuser sind durchgehends einstöckig, hellblau, roth oder gelb angestrichen, mit platten Dächern und in Reihen aneinandergesetzt. Zwischen denselben führen einige krumme Gässchen hindurch mit einer Unmasse von Sand, durch den man mehr wadelt als geht. Bei heftigem Wind wird nicht nur das Marschiren sehr erschwert, sondern der dick aufwirbelnde Staub macht auch den Augen und den sie schützenden Lidern Arbeit und Mühe. Die an jeder Seite einer Strasse angebrachten schmalen Trottoirs sind schlecht unterhalten, sehr schmal und können höchstens von zwei Personen gleichzeitig benützt werden. Eine nach allen Seiten offene, mit Ziegeln bedeckte Halle am Ufer des Meeres ist wegen der dort fast regelmässig wehenden frischen Brise ein von allen Menschenklassen sehr besuchter Ort, der Konversationssaal von aller Art Neuigkeitskrämern und der Anfangspunkt der schönsten Strasse Inhambane's. Die eine Seite wird vom städtischen Zollhaus und anderen nicht weniger ansehnlichen Gebäulichkeiten eingefasst, während auf der gegenüberliegenden ein mit Bäumen dicht besetzter Platz die hoffnungsvoll aufwachsende Bourgeoisie beiderlei Geschlechts des Morgens früh zusammenkommen sieht, Wasch- und andere Geschirre auf den Lockenköpfen balancirend. Am glücklichsten ist die Kirche placirt, auf einer Anhöhe

mit der Front nach der See hinaus gelegen, umgeben von Grün und Palmen; aber der Bau selbst ist verlottert und sieht täglich sein Ende näher rücken, gerade wie eine Masse anderer Gebäulichkeiten, die, ihrem Schicksal überlassen, keine verbessernde Hand mehr gesehen haben, seit deren Eigentümer, die einst reichen, schwelgerischen Sklavenhändler, mit dem Aufhören ihres schändlichen Gewerbes verarmt und verlottert sind. Die Wege, die von der Stadt nach den weiter gelegenen, in hübschen Gruppen gebauten Hütten der Neger führen, sind fast ausnahmslos in sehr befriedigendem Zustand, weshalb auch Spagiergänge nach diesen Gegenden, namentlich des Abends für den Mangel gemütlicher Wirtschaften vollkommen entschädigen. Da plaudert man, so gut es eben geht, mit den Schwarzen, die vor ihrer Wohnung nun ein wärmendes Feuer halten, oder man hört einer lustigen, fremdartigen Musik zu, wie solche oft nach überstandener Tagesarbeit auf den primitivsten Instrumenten bei Tanz und Gesang zum Besten gegeben wird.

Um auf die Einwohner zu sprechen zu kommen, erwähnen wir in erster Linie eine holländische und zwei französische Faktoreien, deren Angestellte ausschliesslich auf sich selbst angewiesen und daher unter sich fast immer gute Freunde sind. Die 40—50 Portugiesen, die da wohnen, gehören grösstenteils dem Beamten- und Offizierscorps an. In ihrer armen und trübseligen Position, die namentlich den Herren Offizieren oft zu Klagen Anlass gibt, halten sie einfach aus, um nach wenigen Jahren in der Heimat ein vorteilhafteres Engagement zu erhalten oder um, allerdings erst nach zwanzig- bis dreissigjähriger Aufopferung, pensionirt zu werden. Beim militärischen Avancement, das sich nach der Dienstzeit richtet, zählen nämlich die an der Küste zugebrachten Jahre doppelt. Bei den Privaten bilden die redlichen Geschäftsleute ein verschwindendes Minimum gegenüber den Taugenichtsen, Deportirten und dergleichen Menschenkindern. Mehr zu rechnen hat man mit den Indiern, die in allen ostafrikanischen Häfen sich des Kleinhandels bemächtigten. Redlichkeit kann nur wenigen unter ihnen abgesprochen werden, auch entwickeln sie durchgehends in geschäftlichen Fragen ein Verständnis, das einige derselben schon lange zu Autoritäten im Fache gemacht hat. Diese Eigenschaft kommt den Leuten in ihrem Verkehr mit den Weissen trefflich zu statten, indem auch hier Geschäfte selten in bar reglirt werden, sondern wie daheim von einem ziemlich aus-

gebildeten Kreditwesen abhängen. Summen, die mancher schweizerische Kaufmann trotz aller Aufmunterung von Seite der bewährten Informationsbureaux einem Collegen verweigern würde, gibt man hier, sei's in Waren oder in barer Münze, ohne den geringsten Scrupel, ohne eine schriftliche Abmachung, ohne Quittung etc. Man begnügt sich mit dem ehrlichen Versprechen, dass bis zu einem gewissen Zeitpunkt die Schuld in vereinbarter Weise getilgt werde und hat nur in höchst seltenen Fällen den Schaden des Nachsehens. Die Neger sind hier wie an der ganzen Küste faul und dumm, ein Diebsgesindel durch und durch, und je mehr „Grütze“ einer im Schädel hat, desto raffinirter sind auch die Schelmenstücke, die ihm zu einem ordentlichen Auskommen verhelfen sollen. Ihr Brod verdienen sie durch Arbeitsleistungen in den fremden Häusern, wo sie als Sackträger und zu ähnlichen ihren Fähigkeiten entsprechenden Dienstleistungen verwendet werden, oder sie bepflanzen ein kleines Stück Land mit Grundnüssen, Reis, Maxueira etc. und halten einige Palmbäume, von deren Ertrag sie leben können. Einige lernen sogar ein Handwerk, in welchem sie trotz der primitivsten Einrichtung doch ganz Befriedigendes zu stande bringen, allerdings nicht mit hexenmässiger Geschwindigkeit. Ohne diese Schreiner, Schlosser und Zimmerleute wären wir bei den häufig vorkommenden Reparaturen oft in grösster Verlegenheit. Unglücklicherweise sind jedoch diese Künstler auf ihre Unentbehrlichkeit ausserordentlich stolz und setzen nicht selten die Geduld ihrer Kunden auf die härteste Probe.

Ist, wie bereits gesagt, schon die nächste Umgebung Inhambane's äusserst einladend zu kleinen Fusstouren, so gilt dies in noch viel höherm Grade vom gegenüberliegenden Ufer, das man nach einer halbstündigen, erfrischenden Bootfahrt erreicht. Riesenhafte Mangobäume, rauschende Cocospalmen, Bambus, fruchtbeladene Bananen, baumähnliche Ricinussträucher und Tamarinden, alles vereint bildet ein Schatten spendendes Dach, unter dem sich auf weichem, klebrigem Grund in feuchter, glühend heisser Temperatur eine Flora von Farren, Blatt- und Schlingpflanzen in einer Üppigkeit entwickelt, wie man sie selbst unter den Tropen nur an einzelnen bevorzugten Punkten findet. Grössere Unternehmer haben in der nächsten Umgebung mit Erfolg Pflanzungen von Zuckerrohr angelegt; auch über das Gedeihen der Baumwolle müssen die Zweifel in kurzer Zeit schwinden, da eine kleine damit bebaute Strecke reich gefüllte Kapseln trägt.

Was aber die eigentlichen Landesprodukte an betrifft, so wird deren Pflege, soweit solche nötig, den Schwarzen überlassen. Grundnüsse bilden den Hauptausfuhrartikel, der teure Kautschuk, der hier in vorzüglicher Qualität vorkommt, wird ebenfalls in bedeutenden Quantitäten verschifft, daneben sind Wachs und Cocosnüsse die einzigen Produkte, welche für das Exportgeschäft Bedeutung haben und nach Marseille, London und Hamburg gehen. Die Einfuhr kann sich bei den wenigen Europäern kaum mit etwas anderem als Artikeln für Neger befassen und zwar zum Schmuck, für Kleidung und gegen — den Durst. Darunter spielen eine grosse Rolle: Schnaps, Glasperlen, rohe und bedruckte Baumwolltücher, Mouchoirs, die ihr Dasein zum grössten Teil den Toggenburgern verdanken, Messingringe zu Fuss- und Armverzierung; auch Pulver und Gewehre freuen die Schwarzen im allgemeinen sehr, aber so lange sie es nicht lassen können, gleich ihren Vettern in Lourenzo Marquez und Quélimane von Zeit zu Zeit Europäer als Schiessscheibe zu benützen, sorgt die Regierung dafür, dass solch gefährliches Spielzeug nicht zu leicht zu haben ist. Über die Gesundheitsverhältnisse hört man an Ort und Stelle fast ausschliesslich günstige Urtheile, und wirklich ist auch die Lage auf einer Anhöhe bei den frischen Seewinden nichts weniger denn eine fieberische. Doch würde man sich gewaltig täuschen, wollte man diesen Umstand als ein vollkommenes Präservativ gegen alle bekannten tropischen Krankheiten ansehen. Wir Europäer, namentlich die Nordländer, leiden ganz einfach unter der durch die geographische Lage bedingten Hitze, gerade so wie es einem Neger auf unsern Alpen und schneeigen Höhen nicht behagen würde. Die immer hohen Wärmegrade drücken derart auf das körperliche und geistige Wohlbefinden, dass, wie Beweise genug vorhanden sind, jeder, der nicht über eine besonders gute Konstitution verfügt, gut tut, nach vier bis sechs Jahren einen geeigneten Klimawechsel vorzunehmen, während Portugiesen, die an warme Himmelsstriche gewöhnt sind, 10, 20 und noch mehr Jahre an der Küste verbleiben. Namentlich am Anfange bleiben nur wenige vom Fieber ganz verschont, doch geht dasselbe gewöhnlich glatt vorüber, namentlich wenn man auf passende Kleidung, Nahrung und einen soliden Lebenswandel etwas hält.

Eine neue Reise von höchstens 24 Stunden bringt uns nach *Chiloane*, etwas südlich von dem einst so berühmten Sofala gelegen. Chiloane ist eine Insel, die sich nur wenige Meter über das Meer

erhebt. Der Ort selbst ist ein elendes, kleines und sumpfiges Fiebernest, das erst seit 1883 von den Dampfern der Donald-Currie-Linie, die Capstadt mit Mozambique verbindet, monatlich zwei Mal auf kurze Stunden berührt wird. Verlassener und öder habe ich noch nie eine Station gesehen; denn nebst einigen Negerhütten finden wir ein einziges halb zusammengefallenes Steinhaus, von dem sich die früher dort etablirte Marseiller Firma längst zurückgezogen hat; an einer Art von Fort suchen wir umsonst die drohenden Kanonen, und dem wackligen Flaggenstock wird nur selten die Ehre zu Teil, auf seinem Gipfel ein ebenso dürftiges Banner flattern zu sehen. Die Dampfer können sich des seichten Ufers wegen kaum nähern, und hat man endlich nach längerer Ruderfahrt gelandet, so geht es per Tragbahre eine schöne Strecke nach dem toten Städtchen, das höchstens 400 Farbige und drei oder vier Weisse zählt. Soldaten gibt's keine, dafür aber einige Offiziere, die ihre Regierung mit Würde vertreten, aber leider selten Gelegenheit finden, strategische Kunststücke auszuführen. An fremden Firmen sind hier keine mehr ansässig, nur einige Indier lassen sich durch Halbschwarze oder Leute ihresgleichen die dort erhältlichen Produkte sammeln, welche sie von Zeit zu Zeit und manchmal nicht ohne Gefahr mit ihren kleinen Seglern abholen lassen. — Sofala, von dem man sich erzählt, dass einst König Salomon sich von dorthier Gold, Edelsteine und Sandelholz kommen liess, ist nichts weiter mehr als eine Ruine, während es in früheren Jahren, als der Sklavenhandel noch in Flor stand, über 2000 Einwohner, darunter mehr als 200 Weisse, gezählt haben soll.

Die nächste wichtige Station ist *Quélimane*, Hauptstadt des Zambezegebietes, obwohl es nicht an der Mündung des gewaltigen Stromes selbst, sondern am Quélimaneriver liegt, 4 Meilen oberhalb der Stelle, wo sich der mächtig angewachsene Strom majestätisch in den indischen Ocean ergiesst. Vor der Mündung liegt, wie fast vor allen afrikanischen Flüssen, eine Sandbarre, welche bei niedrigem Wasserstand 15, bei Hochwasser 25 und mehr Fuss unter dem Meeresspiegel liegt. Vorsicht ist daher ganz besonders für grössere Segler mit bedeutendem Tiefgang sehr vonnöten, und jeder Kapitän betet nach seiner Façon, wenn er dieselbe überschritten und glücklich den in Tangelane erstellten Leuchtturm erreicht hat. Diesem Observationsposten, der allen passirenden Schiffen die erforderlichen Signale gibt und dessen weit in die See hinaus leuchtendes Feuer manches Un-

glück verhütet, ist ein Telegraphenbureau beigelegt zum Zwecke, die Bewohner der Stadt schnellstmöglich von allen Vorfällen inner- und ausserhalb der Barre zu unterrichten und in dringenden Fällen, die leider nicht selten sind, unverzügliche Hülfe zu schaffen. Noch bereiten ganz nahe an dieser Stelle zwei Sandbänke dem Seefahrer manche Schwierigkeiten; doch sind dieselben einmal glücklich überwunden, segelt er ohne Gefahr, am rechten Ufer des Flusses entlang, der Stadt zu. Nahe am Ziele macht derselbe jedoch eine starke Biegung und überrascht uns mit der plötzlichen Aussicht auf das liebliche Quélimane.

An den reizenden Landschaften, welche die Ufer einsäumen, finden wir mit jedem Schritte neue, unvergleichliche Proben von der Originalität einer Tropengegend. Riesenbäume, in deren Zweigen muntere Affen ein Turnfest feiern, stehen in einem mächtigen Urwald zusammen, in dem das Amt eines Strassenbaumeisters den Flusspferden überlassen wird, welche noch mit mehr Recht als eine Kameelart den Namen Trampeltier führen könnten. Alligatoren sonnen sich und ihr breites Maul an warmen, sandigen Stellen, Pelikane schwimmen ihrer Beute nach, und Fische aller Art beleben das Wasser. Der Anblick der Stadt ist in jeder Beziehung ein vorteilhafter. Wunderlich nehmen sich die zwischen frischem Grün gelegenen, hellgefärbten einstöckigen Häuser aus, die in bescheidener Zahl das Ufer zieren, und der gigantische Mangowald bildet einen scharf gezeichneten, romantischen Hintergrund. Der Ankerplatz ist ausgezeichnet, da der Fluss hier eine Breite von 1000 Meter aufweist und immerhin noch 15–20 Fuss tief ist. Die eben angeführte, ziemlich rechtwinkliche Biegung verursacht jedoch eine starke Strömung, welche das linke Ufer, an dem der Ort aufgebaut ist, auf eine für die dort aufgestellten Faktoreien gefahrdrohende Weise unterfrisst. Diese Gefahr nach Kräften abzuhalten, beschäftigte man sich schon seit Jahren mit der Erstellung einer Mauer, welche die ganze Front beschützen soll und die auch wirklich ausgezeichnete Dienste leisten würde, wenn sie nur solider wäre und nicht fortwährend ohnmächtig gewordene Partien wieder geflickt werden müssten. Aber die klugen Ingenieure haben mit der Gewalt einer heranbrausenden Flut zu wenig gerechnet und bald das Fundament zu wenig tief, bald an der Dicke der Wälle zu energische Reduktionen gemacht. Auch die Geldnot ist immer gross trotz reichlicher Einnahmen und bedeutender Zeichnungen von Privat-

leuten, die an dem Zustandekommen ein nicht zu unterschätzendes Interesse haben. — Nachdem die Sanitätskommission und die Zollbehörde nach einer langen Geduldprobe endlich an Bord des Dampfers erschienen sind, gelangen wir in wenigen Minuten an die kleine, steinerne Landungsbrücke, von wo aus ein schmaler Weg direkt nach der Stadt führt. In einer niedrigen, von vielen kleinen Bächen durchzogenen Ebene führen zwei Parallelstrassen dem Ufer nach, während ebenso viele Querstrassen den Ort in regelmässige Quartiere teilen. Dieselben sind eigentlich breit genug, aber schlecht erhalten, kaum zur Hälfte und selten mehr als auf einer Seite mit einstöckigen mehr oder weniger gut gemauerten Häusern eingefasst. Um jedes derselben liegt eine grosse, mit Gras bewachsene Fläche, der Lieblingsaufenthalt für Ziegen, Schafe und anderes Vieh, das da trefflich gedeiht. Pferden dagegen sagt die Gegend nicht zu. Trotz ihrer geringen Einwohnerzahl nimmt die Stadt, weil die Gebäude weit auseinander stehen, einen bedeutenden Flächenraum ein, den man erst zu schätzen versteht, wenn man trotz glühender Sonnenhitze gezwungen ist, von einem Ende an das andere zu pilgern. Deshalb bedient man sich auch meistens der Tragbahre, einerseits um in der heissen Jahreszeit weniger unter der erdrückenden Glut zu leiden und andererseits während der Regenmonate die Sümpfe, in die sich unsere Strassen verwandelt haben, trocken und ohne unangenehme Folgen passiren zu können. Die Häuser sind durchgehends aus Stein und dort selbst gebrannten Ziegelsteinen erstellt und mit eigenem Kalk oder besser gesagt Kot ausgepflastert. Die Dächer sind vierkantig, bei neueren Gebäuden mit französischen, bei alten und weniger wertvollen mit halbrunden, einheimischen Ziegeln bedeckt. Blau, gelb oder rot sind die stets für die Aussenseite verwendeten Farben; weiss ist wegen dem die Augen schädigenden Eindruck verboten und die Gemeindeverwaltung sorgt durch Strafen dafür, dass alle Gebäulichkeiten in gewissen Zeiträumen neu angestrichen werden. Ohne diese Anordnung würden Faulheit und Geiz Quélimane bald in einen Haufen von Ruinen verwandeln, sind es ja gerade die öffentlichen Gebäude, die am letzten Tag der eingeräumten Frist in den Faktoreien Kalk und den nötigen Farbstoff auf sechs Monate „pumpen“. Fast alle Häuser sind durch eine circa 10 Fuss hohe steinerne Mauer abgegrenzt, die inwendig einen grossen freien Hof bildet, in welchem bei Geschäftsleuten Magazine etc. aufgestellt werden und wo der übrig bleibende

freie Platz Hühnern, Enten und Gänsen aller Art, sowie Perlhühnern, Truthühnern und Tauben hinreichend Spielraum lässt. Hie und da findet man sogar in diesem sogenannten Quintal Prachtexemplare von seltenen Zambesivögeln, Reihern, Pelikanen, Möven etc., häufig aber auch eine Masse junger Ferkel, die weniger poetisch stimmen. An öffentlichen Bauten gibt's keine von Bedeutung, höchstens das Gemeindehaus, das ganz allein als zweistöckiges sich über die anderen erhebt. Eine neue Kirche, hart am Ufer, ist schon seit vier Jahren im Bau, verspricht aber selbst nach ihrer Vollendung, die vielleicht spätere Generationen erleben werden, nicht extra geschmackvoll auszufallen, wenigstens berechtigen der eine aufgestellte runde Turm und die drei- und viereckigen Löcher, die als Türen und Fenster figuriren, zu keinen grossen Hoffnungen. Unterdessen leiht der halb-schwarze Pfarrer Geld zu 2% per Monat aus. Das Regierungsgebäude und das Zollhaus kann man in Bezug auf Bauart von Privatetablissemments unmöglich unterscheiden. Der Kaserne droht der Umsturz, und der Spital wetteifert mit derselben betreffs Altersschwäche. Das Klima von Quélimane ist nicht gut zu nennen. Die herrschenden Krankheiten sind Sumpffieber und Dissenterie, doch arten die allerdings zahlreichen kleinen Fieber nur selten in perniciöse aus, die gewöhnlich nur durch Vernachlässigung der erstern entstehen. Mit einem gesunden, unverdorbenen Magen ausgerüstet, lebt man hier bei Zuhülfenahme von einigen Dosen Chinin und einer vernünftigen Lebensweise so gesund wie anderswo. Das Wasser, das eine Hauptbedingung für die Gesundheit ist, lässt hier aber manches zu wünschen übrig; Cisternen, welche Regenwasser sammeln, sind sehr spärlich, und so trinken wir Jahr aus Jahr ein die vom Fluss hergeleitete Brühe, die den Magen beschwert und trotz gehöriger Filtration der Verdauung hinderlich ist. Der giftige Hauch von einigen stillstehenden Bächen verliert bedeutend an Stärke und tödlichem Einfluss durch die reiche Vegetation, die diese schädlichen Ausdünstungen mit Appetit aufsaugt.

Eine gefürchtete Landplage sind die Mousquitos, die unser tiefes Land zur Lieblingsresidenz erkoren haben und namentlich in der heissen Jahreszeit in den Monaten Oktober bis März die arme Menschheit schrecklich plagen. Ich will nicht alle die Leiden aufzählen, die einem diese Quälgeister verursachen. Wer schon je mit Schrecken die nächtliche Ruhe aufgesucht und doch keine Spur von Schlaf ge-

funden, wer sein angeschwollenes Gesicht im Spiegel bewundert und das Jucken der zahllosen Anschwellungen gespürt hat, weiss, dass sich diese Tag für Tag wiederkehrenden Martern nicht wiedergeben lassen. Zu tausenden und abertausenden umsurren sie das Gesicht, bald hier ein Stich, bald dort ein anderer; alles Schimpfen, alles Herumfuchteln mit den Händen ist nutzlos, und selbst Vorsichtsmassregeln, wie Mousquitosnetze, hermetisch verschlossene Türen und Kohlenfeuer in den Schlafzimmern vermögen diese Bestien nicht abzuhalten. Die ganze Küste wie überhaupt die meisten Tropenländer kennen diese Insekten, aber ärger als in Quélimane, das aus diesem Grunde von vielen gefürchtet ist, treiben sie's nirgends.

Die liebe Menschheit ist hier in ungefähr 10,000 Exemplaren vertreten, worunter die Weissen, Indier und Chinesen mehr das Zentrum bewohnen, während circa 8000 plebeische Neger, kräftig gebaut, von dunkler Hautfarbe, mit aufgeworfenen Lippen und einer möglichst platten Nase wegen billigerem Mietzins in der Umgebung der Stadt Logis bezogen haben. Ihre Hütten, viereckig (im Gegensatz zu Inhambane, wo sich nur runde vorfinden) sind aus Stroh und Palmenblättern erstellt und bedacht, stehen teils einzeln, teils in Gruppen unter schattigen Palmen und zeugen durch ihre leichtfertige und liederliche Bauart schlagend von der Gleichgültigkeit, die diese Leute für alles an den Tag legen, was nicht nach Alkohol riecht oder mit dem Hunger in Verbindung steht. Nicht mehr Wert legen sie auf die Kleidung. Den Männern genügt ein rohes oder dunkelblaues Baumwolltuch und wenn's viel ist, zwei farbige „Fatzanetli“, die kunstgerecht um die Hüfte gebunden und so lange getragen werden, bis keine Farbe mehr erkenntlich ist. In der kalten Jahreszeit dient ein alter, gestohlener Sack mit Löchern für Kopf und Arme als Winterüberzieher. Die Damen sind je nach ihrem Alter mehr oder weniger heikel in ihrer Toilette. Den alten runzligen Weibern genügt ebenfalls ein von den Hüften bis zu den Knien reichendes Stück Baumwollstoff; die Jungen aber, sowie sie zum Backfisch herangewachsen sind, bedecken ihren Körper mit einem von den Schultern bis zu den Füßen reichenden Stück Tuch, in dessen Auswahl sie oft recht wählerisch sind. Die grossen, buntgefärbten Toggenburger Nastücher sind für diesen Zweck am meisten begehrt. Ist die Ernte reichlich ausgefallen und sind somit die gewöhnlichen Nahrungsmittel, als Reis, Mais, Maxueira, Nachni etc. billig, lassen sie sich kaum zur

Arbeit bewegen oder versteigen sich zu einem solchen Entschlusse nur, um mit den verdienten Kupfern nach der ersten besten Schnapsbude zu laufen, die selten ohne einen strammen Rausch verlassen wird. Die grosse Menge, die nichts gelernt hat, verschafft sich das nötige Kleingeld mit Sänftetragen, Rudern, Fischen und dergleichen und bringt es damit auf ein Einkommen von 2—4 Fr. per Woche, während die Handwerker schön Geld verdienen, aber deshalb um so seltener bei der Arbeit sind und auch nicht reicher werden. Ihr Taglohn variirt zwischen Fr. 1. 50 und Fr. 3. Wir haben daselbst gute Maurer, Zimmerleute, Schmiede etc.; einige sogar verstehen mit Silber und Gold trefflich umzugehen und verfertigen mit ihren mangelhaften Instrumenten ganz nette Sachen, als Ohrgehänge, Ringe, Armbänder und Uhrenketten, die als Curiositäten einen ziemlichen Wert besitzen. Nebenbei verstehen sie sich ausgezeichnet aufs Stehlen und Lügen, ein Handwerk, unter welcher wir Europäer oft empfindlich leiden. Bössartig sind sie dagegen nicht, und man kann sie schon ganz gehörig prügeln, bis sie nicht mehr mit einem Kratzfuss für erhaltene Woltaten danken. Die Sklaverei ist seit 1877 aufgehoben. Über die Indier, die ebenfalls einen schönen Teil der Bevölkerung ausmachen, wüsste ich kaum etwas Neues beizufügen; auch hier sind sie tüchtige, fleissige Kaufleute, die man gerne sieht. Eine ihrer Spezialtugenden ist die, so alle drei bis vier Jahre nach Indien zu gehen, um das ersparte Geld zu verklopfen oder zu heiraten und nachher das Schachern von neuem zu beginnen. Die weisse Bevölkerung übersteigt die Zahl 100 nicht und setzt sich wieder aus einer Unmasse von Beamtenröcken und Uniformen zusammen. Die übrigen Europäer sind gegenwärtig bloss durch 3 Franzosen, 3 Schweizer, 2 Schottländer und 3 Holländer vertreten. Die Goanesen, Mischlinge von Portugiesen mit indischen Weibern aus Goa, der kleinen portugiesischen Besitzung in Vorderindien, sind meistens von dunkelgelber Hautfarbe, intelligent und lassen sich als Schreibergehülfen, Aufseher und untergeordnete Beamte verwerten, bis sie durch irgend einen dummen Streich, aus Trunksucht oder Faulenzerei, ihre Stellung zu ändern gezwungen sind. Die Sorge um die Sanität lag während Jahren in den Händen von solchen Leuten, die jedoch mit ihren Talenten mehr Leichenbegängnisse als gelungene Kuren zu stande brachten. Konsuln wachsen in Quélimane fast aus dem Boden heraus. Sechs vertreten folgende Mächte: Frankreich, Schweden und Norwegen,

Grossbritannien, Holland, Spanien und die Türkei. Der schweizerische Diplomat, dessen Funktionen stets dem jüngsten unserer Kolonie anvertraut werden, wird Admiral genannt. Die Europäer leben unter sich in schönster Seelenharmonie, und Franzosen, Deutsche, Engländer und Portugiesen vertragen sich hier besser als in St. Gallen Liberale und Demokraten. Wie allgemein bekannt, ist die ganze Zambesigegend ein reiches Land. Der Boden ist von ausserordentlicher Produktivität und trägt reichliche Ernten von allem, was die Menschen der Mühe der Saat würdig finden, und würde das Zehnfache leisten, wenn ein anderes Verwaltungssystem die Unternehmer schützen würde, die schwarze Bevölkerung in jener Gegend dichter und Faulheit, die Erbkrankheit aller Tropenvölker, weniger verbreitet wäre. Da haben wir prachtvolle Wälder von Cocosnusspalmen, dieses so nützlichen Baumes, von dem wenige im Stande sind, eine ganze Negerfamilie zu ernähren. Die süsslich schmeckende Milch ist ausserordentlich durststillend und getrocknet angenehm zu essen, wenn auch schwer verdaulich; die faserige Umhüllung der Nuss dient zur Verfertigung von Stricken; die Schale selbst wird zu Trinkgefässen verarbeitet; der Bast, der den Stamm umgibt, muss zu Kleidungsstücken erhalten und aus Holz und Blättern werden die Hütten gebaut. Die ausgetrocknete Frucht wird Coprah genannt und ist ein wichtiger Ausfuhrartikel, der hauptsächlich bei der Seifenfabrikation Verwendung findet. Am meisten werden die Grundnüsse (Arachides) kultivirt, von denen jährlich 5—8000 Tonnen je nach dem Ernteresultat exportirt werden, namentlich nach Hamburg, Rotterdam und Marseille; Wachs und Gummi kommen nur in kleineren Quantitäten vor, dagegen finden wir unendliche Reisfelder, welche den Bedarf des Landes decken; Erbsen, Bohnen und Maxueira bilden für die Neger nebst dem Reis das Lieblingsnahrungsmittel. Eine grosse Zuckerpflanzung gedeiht trefflich, und andere sollen nächstens angelegt werden, da passendes Terrain in Hülle und Fülle vorhanden ist. Der Ertrag derselben wird jedoch im Lande selbst in Schnapsbrennereien verbraucht, was unseren Ureinwohnern grosse Freude macht, da dadurch ihr Lieblingsgetränk bedeutend im Preise sinkt. Kaffee, Tabak, Baumwolle und Indigo würden ebenfalls gedeihen, leider sind aber bis jetzt keine Versuche angestellt worden, wohl hauptsächlich weil der Boden Staatseigentum ist und nicht käuflich erworben werden kann, sondern alle drei Jahre dem Meistbietenden behufs Einziehung

der Steuer (Musocco) versteigert wird. Auf diese Weise ist einer im Stande, seinen Gegner so lange in die Höhe zu treiben, bis er, um nicht die Frucht jahrelanger Arbeit zu verlieren, nur mit Schaden sein Unternehmen fortführen kann und sich auf die wieder in drei Jahren stattfindende Auktion vertrösten muss. Karawanen bringen vom Innern des Landes, namentlich aus der Gegend des Nyassasees, ansehnliche Posten Elfenbein, das theils nach London, theils nach Bombay verschickt wird. Diese Karawanen, die ihr Geschäft früher auch auf Sklaven ausgedehnt hatten, dürfen nach Befehl vom Gouvernement höchstens bis eine Tagreise vor die Stadt kommen, da sie vor einigen Jahren, als der Menschenhandel bereits aufgehoben war, wieder mit einem Trupp lebender Ware ankamen und dem strengen Verbot, damit Handel zu treiben, derart Widerstand leisteten, dass alle Kriegsmacht Quélimane's zu deren Bewältigung aufgeboten werden musste. — Der Handel von Quélimane liegt einerseits in den Händen von zwei französischen, zwei englischen und einem holländischen Haus, anderseits in denen der Indier. Wie derselbe sich unter diese beiden Rassen verteilt, ist vorstehend bereits angegeben. Einfuhrartikel sind wie in den anderen Häfen: schweizerische und englische Tücher, rohe Baumwollstücke aus Amerika, Bombay und England, ferner Steinschlossgewehre, Pulver, Schnaps, Glasperlen, Messingdraht etc. Anno 1880 wurden in Quélimane für 2¹/₂ Mill. Fr. Waren ein- und für 2 Mill. Fr. Landesprodukte ausgeführt, gewiss ein anständiges Resultat für ein verrufenes Fiebernest. Quélimane ist und wird der Haupthandelsplatz des Zambesigebietes bleiben, trotzdem die Schwierigkeiten des Transportes nach dem Innern wegen geringem Tiefgang des Quélimane-rivers endlose sind, während man vom eigentlichen Mündungsarm des Zambesi, dem Cougoni-river, ganz leicht nach Inhamissengo gelangen kann. Dieses Inhamissengo aber bietet der Schifffahrt alle nur erdenklichen Schwierigkeiten; die Barre ist äusserst gefährlich, Stürme sind nicht selten und zudem fehlen genaue Karten. Vier oder fünf Schiffe haben bis jetzt dort Ladung einnehmen wollen, doch sind drei von diesen gänzlich zerschellt und die übrigen konnten erst nach drei bis vier Monaten mit einer ausgehungerten Mannschaft das tote Nest verlassen. Keine Versicherungs-Gesellschaft nimmt mehr ein für diesen Hafen bestimmtes Schiff an und die Affreteurs selber haben an den bisherigen Versuchen vorläufig genug.

Mopea, an der Mündung des Quélimane-river in den Zambesi

gelegen, Senna und Tête, ersteres 14 Tage, letzteres je nach der Strömung fünf bis acht Wochenreisen von Quélimane entfernt, sind unbedeutende Orte, die immer mehr verfallen, obschon namentlich Tête als am weitesten im Innern gelegene portugiesische Besetzung von Bedeutung ist und in der Sklavenepoche zahlreiche, begüterte Einwohner zählte.

Mozambique. Vom Meer aus gesehen bietet die kleine Insel, auf welcher die Stadt erbaut ist, mit ihren in der Sonne glitzernden Korallenfelsen, den weissen Häuserreihen und den dunkeln, in den Lüften rauschenden Palmen im Hintergrunde einen äusserst malerischen und sympathischen Eindruck; nur schade, dass man, um alle diese Wunder zu sehen, zuerst eine schöne Strecke knietiefen Sandes durchwaten muss, der sich längs des Meeresufers hinzieht und bei der nicht allzu übertriebenen Reinlichkeit von Mensch und Tier durch seine Ausdünstungen feinfühligere Nasen verletzen kann. Die Insel ist kaum $2\frac{1}{2}$ Kilometer lang bei einer Breite von 1,2 Kilometer und einem Umfang von höchstens 5 Kilometer. Manche stattliche Gebäude mit platten, cementbedeckten Dächern zieren die Stadt, die auf einem so kleinen Flächenraum wenigstens 10,000 Einwohner beherbergt. Eine unvermeidliche Folge dieses engen Beisammenwohnens sind die teilweise engen, schmutzigen Gassen, von denen beim kleinsten Luftzug der gluthesse Sand aufwirbelt und die Passage sowohl ungesund, als auch äusserst lästig macht. Unter den öffentlichen Plätzen verdient derjenige, welcher zwischen dem Gouvernementspalast und dem Zollhaus gelegen, mit Gras bewachsen und von schattigen Bäumen überdacht ist und namentlich des Abends ein buntes Bild von allerhand Besuchern aufweist, hauptsächlich Erwähnung. Schwarze Jungens, gelbe Indier in ihrer meist hübschen, kleidsamen Tracht, missfarbige Mischlinge, schön geputzte Offiziere und kokette Damen freuen sich hier der kühlen Abendstunden, namentlich des Donnerstags und Sonntags, wenn die Militärmusik ihre herzerweichenden Melodien zum besten gibt. Von diesem Vergnügungsplatze aus führt eine wirklich hübsche, steinerne Brücke ziemlich weit in das Meer hinaus und wird von strammen Fussgängern zu Spaziergängen, von liebenden Paaren zu Mondscheinpromenaden benutzt. An öffentlichen Gebäuden haben wir den Palast des jeweiligen Generalgouverneurs, die Kirche, das Zollhaus, das Arsenal, das Schulhaus und das Hospital, welches letzteres, zu dem der Grundstein schon 1876 gelegt wurde,

heute noch nicht fertig ist, jedoch mit der Zeit ein allen Anforderungen entsprechendes Etablissement abgeben wird. Die Verzögerung des hübschen Baues rührt, wie wir Ähnliches schon oft bei den Portugiesen erfahren haben, vom Mangel an Finanzen her. Das Regierungsgebäude ist ein langes, zweistöckiges, aus Stein erbautes Haus mit ebenem Dach, an dessen rechter Seite sich ein kleiner Turm erhebt; äusserer Schmuck fehlt hier ebenso wohl als beim nahen Zollhaus, das sich von erstem nur durch eine etwas mehr quadratähnliche Form unterscheidet. Die Kirche, massiv und schmucklos gebaut, erhebt sich hinter dem Gouverneurspalast und bietet einer namhaften Zahl von andächtigen Zuhörern und Gaffern genügend Raum. Das Arsenal ist eine länglich geformte Maschinenfabrik, in der die lotterigen Bestandteile der Kriegsschiffe notdürftig geflickt und auch von Privaten alle möglichen Reparaturen, und wäre es nur die einer Kaffeemühle, angenommen werden. Hinter der eigentlichen Stadt dehnt sich ein weites, rasenbedecktes und mit Bäumen beschattetes Terrain aus, auf dem einige hundert Negerhütten sich ausbreiten. Kinder, Hühner, Schweine, abgemagerte Hunde u. s. w. sorgen hier für etwas Leben und leisten namentlich in musikalischer Hinsicht Bedeutendes. Diese Negerhütten sind gleich denen in Quélimane quadratförmig gebaut, bestehen dem Hauptteil nach aus Stroh, sind inwendig zur Vermeidung von Feuersgefahr mit Lehm bekleidet und zeigen ein vierkantiges, spitz zulaufendes Dach. Das Innere ist den bescheidenen Bedürfnissen dieser Leute entsprechend eingerichtet; auf dem Boden liegen einige Matten, die den schwarzen Seelen als Schlafstätte dienen und auf welchen sie den grössten Teil der 24 Tagesstunden zubringen. Nur selten existirt zu diesem Zweck eine etwas erhöhte, lehmige Bank oder eine alte, billig erstandene Bettstatt. Auf der Erde wird ihr gewöhnliches Nahrungsmittel, der Reis, gekocht; auf der Erde nehmen sie ihre frugale Mahlzeit in hölzernen Tellern ein und bekümmern sich nicht um den Rauch, der aus dem kleinen Ofen die ganze Hütte erfüllt. Viel Originelles und Unterhaltendes finden wir auf dem weiten, offenen Marktplatz mit seiner saubern, von acht Pfeilern gehaltenen Halle. Da treffen wir wieder die Gemüse-, Fisch- und Obsthändlerinnen aus dem afrikanischen Thurgau, bei denen man zwar etwas anders, aber nicht weniger laut als bei uns um Bananen, Ananas, „Küchli“, gebratene Fische, sogar um Holzschnitzereien, als Holzlöffel, Wasserschöpfer und anderes feilscht, und wo auch Ge-

flügel, Ziegen in allen Altersstufen, ferner Gewürze von verschiedenstem Geschmack und zu allen Preisen zu haben sind. Neben diesen Marktweibern sitzen oder stehen lebenslustige Herren der Schöpfung, Zanzibarjungen, die als Diener von Europäern sich mit ihren Einkäufen nicht beeilen, Soldaten in Uniform, Polizisten und Offiziere, die sich für einen Augenblick von der Kaserne zu trennen wünschen. Die Kleidung der Männer ist im ganzen genommen gleich wie die unter Quélimane beschriebene, nur etwas grosstädtischer, sowohl was den Stoff als den hocheleganten Schnitt betrifft. Abgelegte Stücke von Europäern tragen sie mit Vorliebe. Eine Ausnahme hievon machen die Swahili-Jungen, die auf ihr langes, sauberes Hemd und auf ihr rotes Käppchen nicht verzichten. Einen Fortschritt entdecken wir in einer gouvernementalen Verordnung, die dem schönen Geschlecht verbietet, mit unbedecktem Oberkörper sich auf den Strassen zu produzieren. Ein kleines, mehr oder weniger anschliessendes Jäckchen besorgt diesen Dienst, wenn auch nicht immer in vollkommener Weise,

Das Klima von Mozambique ist, wenn auch nicht gerade gut, so doch bei weitem nicht so schlimm, als man es sich daheim gewöhnlich vorstellt und unvergleichlich besser, als dasjenige von der Westküste Afrika's. Wir haben es hier mit der Hitze zu tun, die in Folge der nackten Felsen und des übermässigen Sandes Jahr aus Jahr ein einen viel höhern Grad erreicht, als in jedem der früher erwähnten Hafenorte und unter welcher manche Personen unendlich leiden, während sich andere je nach ihrer Konstitution an diesen sonnigen Orten sehr gemütlich fühlen. Auch Fieber sind zahlreich, jedoch nicht gefährlich, solange sie nicht auf die perniciöse Seite neigen, was leider in Mozambique in ziemlich häufigen Fällen vorkommt. Erstere verursachen gewöhnlich ein paar Tage entsetzliche Langeweile, begleitet mit abwechselnden Gefühlen von Frost und Hitze, nebst heftigen Kopfschmerzen. Diese Wechselfieber lassen sich gewöhnlich leicht mit Chinin kurieren, auch schwächen sie den Körper nur, wenn sie allzu häufig wiederkehren, während die perniciosen ohne sofortige Hülfe gewöhnlich mit dem Tode enden. Vier Doktoren suchen diese Übel zu lindern; aber ihre Wirksamkeit ist oft von weniger Erfolg begleitet, als eine vernünftige, dem Klima angemessene Lebensweise. Vergisst man nicht, dass man sich unter den Tropen befindet, dass Excesse jeder Art schädlich wirken, Spirituosen den Körper zerstören, Sorglosigkeit in der Kleidung oft Rheumatismus, Fieber etc. mit sich

bringt, ungenügende oder überreichliche Nahrung einen lähmenden Einfluss ausüben, so wird man sich bei irgend einer befriedigenden Körperkonsitution nur in seltenen Fällen unwohl fühlen. Manche Leute haben allerdings die üble Gewohnheit, täglich ein paar Dutzend Portionen Grog zu verzehren und nachher das Klima zu verschimpfen. Europäer mag es in Mozambique ca. 1500 geben, von denen selbstverständlich die Mehrzahl portugiesisch ist. Auch rührt diese Zahl einfach von den zahlreichen Offizieren und Beamten her, von denen die meisten verheiratet in kleinen Familien leben. Für den Kaufmannsstand scheint diese Nation wenig Sinn zu haben, wenigstens sind in Mozambique keine 6 etablirten Portugiesen anzutreffen, und auch diese nehmen einen sehr bescheidenen Rang ein. Neben den Vertretern dieser Nation zählt Mozambique ungefähr 10 Franzosen, die in einem der beiden Marseiller Häuser beschäftigt sind; etwa 6 Deutsche als Vertreter einer Hamburger Firma, 3 Eidgenossen, 2 Österreicher und schliesslich 4 Engländer, die das Telegraphenbureau besorgen. Über die Interessen der Deutschen und Engländer und namentlich zum Schutze der den resp. Nationalitäten angehörenden Schiffe wachen zwei Konsuln; Frankreich ist nur durch einen Konsularagenten vertreten und wir Schweizer werden vom bewussten Admiral behütet. Neben den Europäern begegnen wir wieder den Indiern, wie Muhamedanern, Banianen und Batiahs. Dieselben sind, gleich ihren Kollegen südlich, Geschäftsleute und haben speziell die Einfuhr von und die Ausfuhr nach Indien in ihren Händen, machen jedoch auch bedeutende Platzgeschäfte, sowohl en gros, als en détail und sind die hauptsächlichsten Lieferanten von Landesprodukten, wie Arachides, Sesames, Häuten, Kautschuk und etwas Wachs und Elfenbein. Ein notwendiges Übel sind schliesslich die Neger, die, wie überall, wenig brauchen und noch weniger arbeiten. Sie beschäftigen sich teilweise mit der Fabrikation von Strohmatten, mühen sich ab als Ruderer, gehen auf den Fischfang und liefern auch den Geschäftshäusern die nötige Zahl von Faulenzern. Ihre Anforderungen sind sehr hoch; denn unter einem Schilling ist in Mozambique nicht das mindeste Bürschchen zu haben und wär's auch nur zum Ausruhen. Der Handel von Mozambique ist ein ziemlich reger, jedoch ohne in den letzten 10 Jahren irgendwelche Fortschritte gemacht zu haben. Die Herren desselben sind bereits oben erwähnt worden, wie auch die Ein- und Ausfuhrartikel unter Quélimane und Inhambane schon

zweimal aufgezählt wurden. Neu hinzuzufügen ist bloss eine auf Bäumen vorkommende Moosart, Orseille, die als Farbstoff Verwendung findet und gut bezahlt wird. An Zerstreungen bietet Mozambique nicht viel; neben dem bereits angedeuteten Vergnügungsplatz existirt zur Erheiterung des Gemüts noch ein treffliches, frequentirtes Wirtshaus, das sich eines ausnehmend guten Besuches erfreut, namentlich wegen den dort aufgestellten Billards, an welchen sich jeden Abend zahlreiche Künstler produziren. Ausserdem besteht ein „Klub“ mit nahezu 100 Mitgliedern, aus allen in Mozambique vertretenen Nationalitäten zusammengesetzt. Derselbe besitzt ein steinernes Haus mit trefflich eingerichteten Lokalitäten, die ein Billard und ein Piano aufweisen und in denen eine Masse von Zeitungen dem Wissbegierigen vier Wochen alte Nachrichten bringen. Sonst ist man vollständig auf sich selbst und sein enges Heim angewiesen, was einem nicht einsiedlerisch gestimmten Bürger manchmal ungemütlich vorkommt. Spaziergänge sind nach dem gegenüber liegenden Festland übrigens recht lohnend und geben leicht Gelegenheit zur Anlegung von hübschen Kollektionen von Korallen, Muscheln, Fischen und andern Raritäten, die das Meer in hübscher Auswahl bietet. In Mozambique werden auch zwei Zeitungen gedruckt; die eine, *Bolletín official*, ist Organ der Behörden und enthält hauptsächlich Verordnungen des Generals und der provincialen Gouverneurs, die andere, *Africa oriental*, bringt alle möglichen Kleinigkeiten und wäre gut um Käse einzuwickeln, wenn man nur solchen hätte.

Ibo ist die bedeutendste Insel der Querimba-Gruppe und der nördlichste Hafen von Portugals Territorium, an der Ostküste für Dampfer nur auf eine bedeutende Distanz erreichbar, so dass man zur Landung wenigstens eine volle Stunde mit dem Boot zu fahren hat, ein Vergnügen, das bei schlechtem Wetter nicht besonders gewürdigt wird. Endlich am Ufer begegnen wir auch hier wieder einem hübschen, offenen Platze, auf dem sogar die Blumenkultur ihre Freunde zu haben scheint und in dessen Mitte ein Pavillon errichtet ist, wieder bestimmt für die Militärkapelle, von der man aber seit langer Zeit kein Bein gesehen hat. Gebäude, die sich sehen lassen dürfen, sind einzig das Zollhaus, der Regierungspalast und die fremden Faktoreien; die andern, obwohl schöne, breite Strassen umfassend, scheinen dem raschen Verfall entgegenzugehen, ohne auch nur der notdürftigsten Reparaturen gewürdigt zu werden. Namentlich die Indier wohnen in

Hütten, vor deren Betreten ich meine liebe Haut ohne Zaudern gegen den Unfall versichern würde. Hier wohnen circa 20 Europäer, dann Banianen und Muhamedaner und wieder einige tausend Neger, die alle ein ähnliches Leben fristen, wie wir es früher schon beschrieben haben. Der Handel ist im Verhältnis zu den südlicheren Häfen ziemlich unbedeutend und die Gewinnste fremder Häuser dürften, alle Spesen abgerechnet, bescheiden genug ausfallen. Trotzdem hat sich zu den zwei französischen Firmen kürzlich noch eine englische gesellt, die vielleicht von der erst seit wenigen Monaten bestehenden Dampfverbindung mit Zanzibar und Mozambique Reichtümer erwartet. Als neuen Exportartikel lernen wir hier die Kaurimuscheln kennen, die in grossen Quantitäten nach der Westküste verschifft werden, wo sie bekanntlich an gewissen Orten die Stelle des Geldes versehen, jedoch immer mehr in Abgang kommen. — Über das Klima von Ibo hört man keine besonders ungünstigen Urteile, es soll im Gegenteil das beste an der ganzen Ostküste sein. Unangenehm sind hie und da die Pocken, die z. B. anno 1884 über 800 Opfer forderten und eine ungewöhnliche Panik verbreiteten.

Die ganze Verwaltung der Provinz Mozambique liegt in den Händen eines Generalgouverneurs, von dem diejenigen der einzelnen Districte zum allgemeinen Nachteil in grösster Abhängigkeit stehen, eine Schattenseite, die um so fühlbarer wird, je öfter ersterer, der gewöhnlich dem Militär oder der Marine entnommen ist, wechselt. Einem Verwaltungswesen von solcher Ausdehnung vorzustehen, braucht eben ganz andere, wenn auch nicht höhere Fähigkeiten, als auf dem Meere oder in der Armee den Kommandostab zu führen. So tritt auch hier jedesmal in gouvernementaler Hinsicht ein Stillstand ein, wenn auch der tüchtigste und vom besten Willen beseelte Mann sein schwieriges Amt antritt, das er oft bald, nachdem er sich kaum eingearbeitet, in Folge von Krankheit, Ränkeschmiedereien oder irgend einem andern Grunde wieder zu quittiren hat. Ein weiterer Fehler ist ferner, dass nur selten District-Gouverneure mit ihren schätzenswerten Erfahrungen zu diesem Posten vorrücken, ja in solchen Fällen meist ebenfalls lahm gelegt sind; denn nach eigenem Gutfinden dürfen sie nicht handeln, und bis der gewissenhafte Neuling auf dem Tron eine Entscheidung fällt, vergeht oft die kostbarste Zeit. Kein Centime darf ausgegeben werden, ohne dass die Generalverwaltung in Mozambique das betreffende Dokument endossirt hätte; kein kranker

Offizier, und kämpfte er selbst mit dem Tode, darf heimkehren, ohne sich vorher der Gesundheitskommission in Mozambique vorgestellt zu haben, kein öffentliches Gebäude darf neu bemalt, keine Strasse ausgebessert, kein fünffränkiger Commis angestellt werden, bevor die hohe Sanktion von der Hauptstadt eintrifft.

Die Postverbindungen sind an der ganzen Küste gar nicht übel, wenn man auch nur monatliche Berichte von Europa erhalten und solche nach Hause versenden kann. Die Linie zwischen Aden und Mozambique mit Halt in Ibo besorgt die British India Steam Navigation Company limited und diejenige von Mozambique nach Delagoa Bay die Donald Currie ligne, welche in Quélimane, Chiloane und Inhambane anhält. Die Dampfer beider Gesellschaften treffen zu gleicher Zeit in Mozambique ein und tauschen Güter und Passagiere. Keine der beiden Gesellschaften verwendet jedoch auf dieser Linie ihre bessern Schiffe. Während aber der reiche Sir Donald Currie mit Fahrzeugen von höchstens 300 Tonnen die Küste befährt, haben wir bei der British India immer noch solche von 900 bis 1800 Tonnen. Die Bedienung und Verpflegung ist denn auch auf letzterwähnter Linie, obwohl ausser den Offizieren und Ingenieuren nur indisches Personal vorhanden ist, bedeutend besser, als in den kleinen Kajüten von erstgenannter, wo oft nur für die Hälfte der Reisenden Kabinen vorhanden sind. Der Frachtverkehr (teure Produkte wie Elfenbein und Kautschuk ausgenommen) zwischen Europa und den verschiedenen Häfen der Küste geschieht wegen der billigern Fracht fast ausschliesslich per Segel, meistens französischer, deutscher und norwegischer Nationalität; auch Holländer und Engländer zeigen sich von Zeit zu Zeit. Mit dem Monsun treffen auch zahlreiche kleinere Segler reich beladen von Bombay ein, um auf die entgegengesetzte Strömung zu warten und dann mit einer nicht weniger wertvollen Fracht die Reise nach der indischen Heimat wieder anzutreten. Der Küstenverkehr wird meistens durch altersschwache und sehr kleine portugiesische Schooner vermittelt, wenn nicht der Geschwindigkeit halber die viel theuern Dampfer benützt werden müssen. Mozambique und Lourenço Marquez sind in der angenehmen Lage, mit Europa telegraphisch verkehren zu können; auch nach Quélimane ist eine Zweiglinie schon längst geplant, aber dabei blieb's.

Für Ein- und Ausfuhr existirt ein komplizirtes Zollsystem. Für Export zahlt man übrigens stets ad valorem und nicht übermässig

viel, für Arachides, Sesames, Coprah und andere billige Producte 1 0/0, für Kautschuk 4 und für Elfenbein 7 0/0. Für die Einfuhr rechnet man bald nach dem Gewicht oder dem Wert, bald finden Hohlmasse Anwendung. Gefärbte Baumwolltücher, unter welche sich auch die Toggenburger Artikel rubriziren, zahlen Fr. 1. 12 per Kilo, Schnaps Fr. 1. 08 per Liter. — Zwei nichtsnutzige kleine Kriegsschiffe stationiren fast beständig im Hafen von Mozambique zum löblichen Zwecke, im Falle eines Aufstandes der Eingebornen Hülfe zu bringen, doch zweifle ich sehr an deren Nützlichkeit, seitdem ich mit eigenen Augen sah, wie eines derselben, nachdem Lourenzo Marquez telegraphisch Soldaten verlangt hatte, volle zwei Tage brauchte, um Mannschaft, Kohlen und Proviant an Bord zu nehmen und am dritten endlich, allerdings bei etwas stürmischem Wetter, wegen zu schwacher Maschine gar nicht aus dem Hafen hinauszubringen war. Unterdessen war die erbetene Truppenmacht abbestellt worden!

Es machen sich immer noch Leute das Vergnügen, die Provinz Mozambique als ein verstecktes Sklavennest zu bezeichnen, und selbst in neuern Büchern findet man noch Schauergeschichten in Hülle und Fülle. Die Sklaverei ist aber, wie bereits bemerkt, seit 1877 vollständig aufgehoben. Die Regierung überwacht nach Kräften das Treiben ehemaliger Sklavenhändler; kleine, äusserst flinke englische Schiffe kreuzen ebenfalls in den Gewässern, und ist somit hinreichend Garantie gegen allzu starke Ausnützung der Schwarzen geboten. Dass hie und da noch ein verdächtiger Einmaster in dunkler Nacht eine unnahbare Bucht besuche, dass noch Dutzende von unglücklichen Eingebornen gezwungener Weise auf fremdem Boden ihr Brod im Schweisse verdienen, ist kaum mit Sicherheit zu bestreiten, aber mehr wird der schärfste Beobachter und der beste Kenner dieser Gegend nicht herausfinden. Als ich in Madagascar war, beklagten sich die Franzosen auf Nossi Bé über die beständige Weigerung der Portugiesen, Arbeitsleute nach ihren Zuckerplantagen zu schicken und dient mir dies als Beweis von der Aufrichtigkeit der portugiesischen Verwaltung, Übelstände zu mildern, wenn auch die gänzliche Beseitigung derselben nicht in ihren Kräften liegt.